

Malerei zwischen Index und Selbstreferenz –

Stephanie Abbens abstrakte Bildwelten

Das englische Wort *inform* das den Titel der Ausstellung bildet, ermöglicht ähnlich wie die Gemälde von Stephanie Abben die unterschiedlichsten Auslegungsmöglichkeiten.

Inform in der deutschen Übersetzung auslegbar als beeinflussen, durchdringen, zu Grunde liegen, bezeichnet Elemente, die auch die Arbeitsweise Stephanie Abbens zu bestimmen scheinen.

Farbe und Malgrund werden miteinander verschmolzen sie bedingen sich gegeneinander. Die Malerei nimmt Einfluss auf die Fläche und schafft durch ihre Durchdringung mit Farbe plötzlich Raum, Formen und Objekte. Diese Bestandteile kommen in der Serie *Die vier Elemente* explizit zur Nennung. Wie in einer Art „Zutatenkatalog“ verdeutlicht Abben in den vier Bildern, welches die grundlegenden und immer wieder kehrenden Formen ihrer Malerei sind.

Der Titel eines Bildes wirft immer die Frage auf inwieweit er in Bezug zum Inhalt gesetzt werden kann. Umschreibt er das was sichtbar ist, negiert er es oder soll er das eigentlich dargestellte überspitzen oder komplett verschleiern?

Auch in Abbens Bildern trifft man auf diese Fragestellung, denn neben dem Sichtbaren kommt diese zweite Ebene hinzu. Die Titel, die Abben meistens intuitiv durch Assoziation auswählt, machen ihre eigenen Auslegungen zum Bild deutlich. Auf der anderen Seite stiften sie aber auch Verwirrung dadurch, dass Abben Neologismen, wie *amiles* oder *steind* ersinnt. Durch ihren Klang scheinen sie Erinnerungen an etwas Bekanntes auszulösen, dass sich entweder in den Bildern wiederentdecken lässt oder zur Verwirrung führt.

Ob Bild und Titel letztendlich übereinstimmen oder doch konträr zueinander stehen, bleibt immer offen und wird in seiner Auslegung dem Betrachter überlassen.

Was in der Frage nach Titel und Thematik des Bildes bereits mitzuschwingen scheint, ist die augenscheinliche Durchdringung des Bildes durch einen mal mehr mal weniger erkennbaren Gegenstand. Obwohl die Aktion beziehungsweise der Schaffensprozess des Bildes eindeutig im Bild sichtbar bleibt, wird die Abstraktheit des Bildes immer wieder aufgebrochen. Man meint Dinge zu erkennen oder gegenständlich erfassen zu können. Die Assoziation ist in der Formensprache des Bildes mit angelegt.

Florale Elemente spiegeln sich genauso wieder wie Räumlichkeiten, die sich durch den oftmals starken Hell-Dunkel -Kontrast aus der Fläche zu schälen scheinen. Die Grenzen zwischen Abstraktheit und Gegenständlichkeit verschwimmen, der Eindruck von Landschaft oder Natur drängt sich auf.

Der Wille diese Elemente zu schaffen, ist nicht als vordergründiges Ziel der Künstlerin deklariert. Sie sind vielmehr Produkte beziehungsweise Ergebnisse des intuitiven Malprozesses, den Stephanie Abben durchaus auch mal über die Fläche der Leinwand hinaus vollzieht.

Das Motiv findet sie, wie sie es selbst ausdrückt, oftmals erst beim Malen selbst.¹ Die Bewegung schafft Formen und Motive, die sich dann weiterentwickeln lassen und zu einem Ergebnis führen, dass trotz aller Abstraktheit Assoziationsmöglichkeiten eröffnet. So scheinen Kreise zu Steinen, Linien zu Pflanzen oder Rundungen zu Höhlen zu werden. Es entstehen Gemälde, die nicht nur reine Geste sind, sondern auch Form enthalten. Die Bildwirkung wird im narrativen Sinne erweitert. So fragt man sich ob es sich nicht doch um Landschaften handelt, anstatt ausschließlich um abstrakte Farbflächen.

Durch die Abstraktheit der Bilder drängt sich der Begriff der Selbstreferentialität von Malerei durchaus auf. Dieser oftmals großzügig auf die Malerei angewendete Begriff entpuppt sich allerdings als äußerst schwammig und durchaus hinterfragungswürdig in Bezug auf die umgesetzte Abstraktheit der Bilder.

Anders als es der Begriff der Selbstreferentialität voraussetzt, bezieht sich die Malerei hier eben nicht ausschließlich auf sich selbst.

Auch wenn man zunächst die Annahme trifft, dass durch die abstrakte Linienführung, den Umgang mit Farbe, Material und Sujet, die Malerei im Mittelpunkt steht und sich ausschließlich selbstreflektiert, muss man sich doch eingestehen, dass sie weit mehr vornimmt.

Denn nicht nur die Malerei ist hier Thema sondern auch der Gegenstand. So hinterfragt Stephanie Abben durch ihre Malerei nicht nur was einen Gegenstand definiert, sondern auch woran er erkennbar wird und was er über seine Form hinaus erzählt.

Ihre Malerei verweist eben gerade durch ihre Malspur nicht nur auf sich selbst, sondern vielmehr über sich selbst hinaus und findet Referenten außerhalb des Bildes. Die Bildwirkung wird somit im narrativen Sinn erweitert.

Was daran deutlich wird, ist die Differenz, die zwischen dem Abstrakten und dem Gegenständlichen besteht, die Differenz zwischen dem Referenten außerhalb des Bildes und der Indexikalität, die wir im Bild finden.² Anders als bisher angenommen ist es nicht die Selbstreferentialität, die sich in den Bildern zeigt. Vielmehr ist es die Malspur als eine Art Index, die nicht zwangsläufig auf einen Referenten außerhalb des Bildes verweisen muss,

¹ Vgl. Stephanie Abben im Gespräch mit Dr. Necmi Sönmez in: Stipendiaten 2009-2010, Jahreskatalog: Lepsien Art Foundation (Hrsg.), Düsseldorf, 2010. S.11.

² In Bezug auf das Verhältnis von Indexikalität und Referentialität vgl. Jens Schröter: Das Malen des Malens. Malerische Darstellungen des Malprozesses von Vermeer bis Pollock, in: Kritische Berichte, Nr. 1/99, S. 21.

sondern vielmehr auf die Malerin selbst. Denn sie ist es, die sich wie der tatsächlich dagewesene Gegenstand der Fotografie, als tatsächlich dagewesene und einwirkende Person in das Bild eindrückt.³ Der Gegenstand, der vermeintlich sichtbar wird, bleibt anders als der Schaffensprozess an sich, immer eine Simulation des Realen.

Es wird deutlich, dass obwohl die Bilder Abbens vordergründig von Farbe und Form durchdrungen sind, sie es dennoch vermögen das Gegenständliche über die Abstraktheit der Geste zu erheben. Die malerische Geste verweist eben nicht nur auf die Malerei selbst, sondern vermag ebenfalls die Erinnerung an einen Referenten außerhalb des Bildes hervorzurufen. Dieser ist zwar nicht konkret greifbar und lässt sich nicht eindeutig als Tisch, Stuhl oder ähnliches identifizieren. Die Idee des Gegenstandes bietet eher die Möglichkeit diesen referentiell mit der Wirklichkeit zu verbinden und gerade deshalb konkret im abstrakten Bild wiederzufinden.

Diese abstrakte Gegenständlichkeit oder gegenständliche Abstraktheit der Bilder, zeigt auf der einen Seite sowohl den Prozess durch die eigene malerische Geste und die eigene Bewegung ein Motiv während des Malens zu finden.

Auf der anderen Seite wird dem Betrachter gerade durch die vorhandene Referentialität ermöglicht in den abstrakten Gemälden eine Verknüpfung zur Realwelt herzustellen.

Abschließend kann festgehalten werden, dass es das Zusammenspiel von abstrakter Geste und referentiellen Verweis ist, durch die die Bilder über sich selbst hinausweisen. Sie eröffnen eine Welt, die durch Formen, Farben und Raum Gestalt annimmt und den Betrachter zum Betreten einer zwar abstrakten, aber dennoch auf der Assoziationsebene erfahrbaren Welt einlädt.

Verfasst von:

Sabrina Hoff, M.A.

Kuratorin, Apex pro art e.V.

³ Vgl. Roland Barthes Diskurs über den der Fotografie innewohnenden Charakter, des „Es-ist-dagewesen“ in seiner fototheoretischen Schrift „Die Helle Kammer“ (Suhrkamp Verlag, 1989, Aufl. 12).